

Nekr M 0043

Meyer, Wilh.

geb. 1797.

gest. 1877

Zentralbibliothek Zürich



ZM02642007

~~PK 775 m~~

Nekr M

43



Meyer, Willh

gest. 1877

Neue Zürcher Ztg.

Nr. 135

vom 21-3-1872

K 475 m



Feniketon 1877.

† Wilhelm Meyer.

In der ersten Stunde des 6. März schloß nach schwerem Leiden ein Bürger Zürichs sein langes, schönes Leben, der namentlich der ältern Generation unserer Vaterstadt so wohl bekannt war, daß es vielen lieb sein dürfte, außer der trefflichen Charakteristik seines Wesens und seiner Schriften, die ihm in diesen Blättern (Nr. 114) durch befreundete Hand gewidmet worden ist, noch einige Erinnerungen aus seinem Leben zu erhalten, wie sie sich den ihm nahe Stehenden an seinem frischen Grabe aufdrängen. Wilhelm Meyer wurde am 23. August 1797 in dem Hause geboren, das er während seines ganzen langen Lebens ununterbrochen bewohnt hat. Schon seine ersten Jahre fielen nicht nur äußerlich mit der gewaltigsten politischen Erschütterung zusammen, die unser Vaterland je erfahren hat, sondern wurden selbst von derselben tief betroffen. Sein Vater Joh. Jakob Meyer hatte im Jahr 1799 während des Aufenthalts der gegen Frankreich verbündeten Heere bei Zürich den Befehl eines Zürcher Militärbataillons übernommen, welches nach der Schlacht von Zürich (25. und 26. September) sich auflöste, während der Führer sich nach Deutschland in Sicherheit begeben mußte. Seine Gattin, die im selben Jahre Zwillingkinder geboren hatte, war genöthigt, mit einer befreundeten Familie ebenfalls aus dem Vaterlande zu fliehen und erlag in Tübingen ihren Leiden. Im Jahr 1800 konnte der Vater zu seinen 7 verwaisten Kindern zurückkehren, für welche seine Schwester nun die Fürsorge übernahm, deren mütterliche

Treue auch von den Kindern durch treue Anhänglichkeit an die „Jungfer Lante“ bis zu ihrem Erbe (sie starb 1846 im 88. Altersjahre) geehrt wurde. Zu den frühesten Erinnerungen des jungen Wilhelm gehörte die Beschießung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen unter General Andermatt im September 1802. Die Kinder wurden in das unterste Stockwerk und zeitweise in den gewölbten Keller gebracht, während ihr Vater als Stadtkommandant den Widerstand gegen die helvetische Regierung leitete und Tag und Nacht seiner Aufgabe oblag. Die folgenden 10 Jahre verfloßen, abgesehen vom sogenannten Bockenrieg, friedlich für Vaterstadt und Vaterland unter der Oberaufsicht des „erhabenen Vermittlers“, der der Schweiz so viel Selbständigkeit ließ, als ihm genehm war, und dessen geistiger Ueberlegenheit und Willensgewalt viele nur allzu eifrig huldigten. Im Meyer'schen Hause war von jeher treue Liebe zum Vaterland lebendig, wie konnte es anders sein, als daß die heranwachsenden Söhne unvermerkt vom Vater die Abneigung gegen den Gewalthaber in sich aufnahmen, und mehr mit denjenigen europäischen Mächten sympathisirten, von welchen die Ueberwindung der französischen gehofft werden konnte. Mit ängstlicher Spannung wurden die Kriegsergebnisse verfolgt, die Niederlage Napoleons in Rußland als Anfang einer bessern Zeit freudig begrüßt, der Durchzug der Verbündeten und das Stück Kriegesleben, das sich auch in Stadelhofen präsentirte (Haus und Hof beherbergten zahlreiche höhere Offiziere mit Dienerschaft und Marktendern) mit lebhafter Theilnahme mitangesehen, die endliche Befreiung und Entthronung des Weltherrschers als Erlösung aus schwerem Drucke gefeiert. Diese Eindrücke der Kriegszeit, welche die gesunden Augen und das treue Gedächtniß des aufwachsenden Knaben unauslöschlich festhielten und die militärischen Leistungen seines Vaters mögen das Interesse an der Kriegsgeschichte in ihm

geweckt haben, welches ihn nie mehr verließ und dem er später einen so großen Theil seiner Mußezeit gewidmet hat. Zunächst freilich waren die Thaten und Erlebnisse des jungen Wilhelm Meyer sehr friedlicher Art. Er besuchte die „Bürgerschule“ und die ersten Klassen der „gelehrten Schule“ seiner Vaterstadt, lernte in letzterer unter anderem eine Anzahl lateinischer Sentenzen und Verse, die er bis in die letzten Lebensstage gern zitierte, und tummelte sich mit seinen Altersgenossen herum, wobei ihm namentlich die unter Leitung einiger Jugendfreunde von 1809 bis 1813 bestehende Knabengesellschaft durch ihre Spiele, Ausmärsche, Kämpfe, ihre kleinen Schweizerreisen und ihre dramatischen Aufführungen viel Freude und Anregung bot. Die bei letztern ihm zufallenden Rollen bewiesen, daß schon damals ein frischer Humor bei ihm sich geltend machte, der ihm Zeit lebens geblieben ist und seinen Angehörigen und Freunden so manche heitere Stunde bereitet hat. Im Jahre 1813 trat er in die „Jerggtube“ des Baumwollengeschäftes seines Vaters und dessen Bruders, wo er ins kaufmännische Fach eingeführt wurde und die viele ihm daneben frei bleibende Zeit mit eifriger Lektüre ausfüllte. Ums Jahr 1815 machte er einen Aufenthalt in Lausanne, wo er die französische Sprache nicht nur äußerlich lernte, sondern in einer Weise sich zum geistigen Eigenthum machte, daß er Zeit lebens im Sprechen und Schreiben ihrer völlig mächtig war. Die folgenden Nothjahre drückten auch auf die Vermögensverhältnisse der zahlreichen Meyer'schen Familie und den Gang des Geschäfts schwer; der Ankauf des „Ritterhauses“ (ehemals Commenthurei des Johanniterordens) in Bubikon, auf welchem der Vater, der damals auch Oberamtmann des Amtes Gräningen war, eine Fabrik zu errichten beabsichtigte, brachte statt neuer Hebung des durch die Kriegsjahre erschütterten Wohlstandes nur Sorgen und Lasten; der Kummer um

N. J. Ztg. Nr. 136

vom 22-3-1872

Feniketon 1877.

† Wilhelm Meyer.

(Schluß.)

Wir nennen hier nur die Umwandlung der frühern Kompetenzen und Gefälle der Pfarren in fixe Staatsbesoldungen und die damit verbundene Ablösung sämmtlicher Pfrundgüter; für dieselben waren endlose und oft ins Kleinlichste gehende Verhandlungen mit allen einzelnen Gemeindebehörden und Geistlichen erforderlich, zu deren glücklicher und friedlicher Erledigung der Takt, die Deutseligkeit und das schlichte, durchaus unbureaucratische Wesen des Staatskassiers viel beitrug. Zu den kantonalen Geschäften kam dann noch die Verwaltung des eidgenössischen Kriegsfonds, eine Gesamtaufgabe, die nur mit größtem Fleiße bewältigt werden konnte.

Die Arbeitslast und die unerquicklichen politischen Verhältnisse, sowie die Aussicht auf das Zusammenwirken mit einem von Jugend auf ihm befreundeten Manne bewogen W. Meyer im Jahre 1837 die Kassa im Rathhaus mit derjenigen der neu gegründeten Meisenbank zu vertauschen. Es war für ihn von Interesse, bei der ersten Einrichtung dieses Instituts mitzuwirken und seine Gabe populärer Darstellung trug viel dazu bei, dem Publikum die Bedeutung desselben klar zu machen, indem er im sogenannten „Bankbüchlein“ Zweck und Vortheile dieser Verlehrsanstalt schilderte. Auch hier galt es, mit Geduld und guter Laune die unausweichlichen Mißverständnisse und Weitläufigkeiten zu überwinden, die

der erste Gebrauch von Banknoten bei den daran noch nicht gewöhnten Leuten hervorrief, und so war die Bank wie die Staatskassa der Ort, wo viele hunderte von Kantonseinwohnern den schon damals ergrauten, aber jugendlich frischen und stets freundlichen und gefälligen Mann kennen lernten. In den ersten Jahren nahmen die Tagesgeschäfte den Kassier nur theilweise in Anspruch, und da er sich nichts daraus machte, jeden Augenblick von der Beschäftigung der freien Zwischenzeit wieder zum Kassatisch gerufen zu werden, so war er im Stande, ebenso sorgfältig bald einige tausend Stück Brabanter Thaler abzuführen und die Kunden zu spediren, bald wieder seine literarischen Notizen und Studien fortzusetzen, die schon damals sich meist auf die Kriegsgeschichte bezogen. Doch nahm allmählig der Verkehr der Bank zu, die freien Augenblicke ab, und an den belebtesten Geschäftstagen hatte er oft große Mühe, die Kassaarbeit zu bewältigen, die ihm längere Zeit ganz allein zu besorgen oblag. Nach und nach entwickelte sich bei ihm ein peinliches Hautübel, bis er der Einwirkung des Geldstaubes zuschrieb, und für welches wiederholte Bädokuren nöthig wurden, weshalb er sich genöthigt sah, da er inzwischen auch ins 50. Altersjahr vorgerückt war, eine leichtere Stellung zu suchen. Da berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger im Mai 1847 in den Stadtrath. Eine der ersten schwierigen Aufgaben, die ihm in dieser Stellung oblagen, war die Besorgung des ganzen städtischen Einquartierungswesens während der Monate des Sonderbundsrieges. Bald aber fiel ihm auch hier wieder das Finanzwesen zu, er wurde „Stadtssekretär“. Als solcher hatte er nicht nur die Oberaufsicht über die Finanzverwaltung, sondern auch die über den städtischen Grundbesitz, er war „Sihlherr“ und hatte als solcher den Sihlwald unter sich, in dem er von da an manchen erfrischenden Spaziergang machte und mit dessen einsichtigem und thätigem Fort-

meister er in freundschaftliche Verbindung trat. Ebenso war er in der Kornhauskommission und hatte in der jetzigen Tonhalle den Marktpreis des Getreides zu berechnen und Streitigkeiten zwischen den schwäbischen Fuhrleuten, die damals noch durch die Rämistraße hinunter kamen, und ihren Abnehmern zu schlichten.

Die Entwicklung des Eisenbahnwesens vom Jahre 1853 an machte nicht nur manchen dieser patriarchalischen Verhältnisse ein Ende, sondern brachte eine Menge anderer Fragen mit sich, die die Verwaltung der Stadt komplizirter machten und auf neue Bahnen führten. W. Meyer konnte sich mit denselben nicht befreunden. Für sich selbst einfach und genügsam, hielt er es für seine Aufgabe, auch die städtischen Finanzen und die Steuerkraft der Bürger zu schonen, und konnte es nicht als Zeichen der Blüthe eines Gemeinwesens auffassen, wenn es große Schulden auf sich lade. Als zum ersten Mal ein städtisches Anleihen nöthig wurde, freute er sich daselbe ohne Mühe zu 3 Prozent beschaffen zu können, und mußte dabei Klagen über den niedrigen Zins von denjenigen vernehmen, die weniger als er für den Nutzen der Stadt und mehr auf ihren eigenen bedacht waren. Von den Eisenbahnen fürchtete der treue Schweizer ferner Nachtheil für die Unabhängigkeit des Vaterlandes und ungehöriges Uebergewicht der Geldmächte und einzelner Persönlichkeiten. Er machte darum in den Berathungen über die einschlägigen Fragen oft, allerdings meist erfolglose Opposition, was ihn indessen nicht hinderte, seiner Ueberzeugung treu zu bleiben, auch wenn er damit fast allein stand. Die letzten Tage haben gezeigt, daß seine Besorgnisse vor den übeln Folgen der Vergötterung gewisser Unternehmungen nicht so ganz ungegründet waren, als es damals scheinen mochte. Im Mai 1863 schied er aus der Behörde, um den Rest seiner Jahre noch ganz seinen literarischen Beschäftigungen, seiner Familie, dem Genuße der Natur widmen

die Zukunft der ihm noch geliebten vier Söhne warf den Vater aufs Krankenlager und am 17. Januar 1819 wurde er den Seinen durch den Tod entzogen. Nun galt es durch Einschränkung und Verzicht auf alle unnötigen Ausgaben das Vorhandene für die nothwendigen Bedürfnisse zu erhalten, und da war es Wilhelm, der durch seine Anspruchslosigkeit, und seine Uneigennützigkeit es seinen Brüdern ermöglichte, angefangene Studien und Reisen im Auslande zu vollenden. Er selbst hatte damals sogar den Gedanken, um an die Seinigen in keiner Weise Anforderungen stellen zu müssen, in ausländische Kriegsdienste zu treten, wurde aber davon abgehalten, und kam nun in das Kommissionsgeschäft eines mütterlichen Oheims und später in die Strohwaarenhandlung Locher zum Varen, später zum Sonnenhof. Als Commis der letztern hatte er jeweilen im Winter die Bestellungen für den nächsten Sommer aufzunehmen und zu diesem Zwecke ganz Deutschland, Holland und Dänemark zu bereisen. Er mußte dabei die Leiden eines Commis-Voyageur reichlich kennen lernen; denn zu jener Zeit waren selbst regelmäßige Eilwagen noch Ausnahmen; unser Reisende mußte daher bald auf langsamen Fuhrten der Erdschmied (Schiffe, von Pferden gezogen) die Kanäle der Niederlande, bald in Rietkutschchen die endlosen Ebenen der Lüneburger Heide passieren oder in Frostnächten auf offenem Leiterwagen und Schlitten den Weg von Hamburg bis Kopenhagen zurücklegen, wobei etwa die Fahrt über den großen und kleinen Belt auf Eisbooten, denen jeweilen durch Zerbrechen des Eises Bahn gebrochen werden mußte, eine eigenthümliche Abwechslung bot. So ward ihm hinlänglich Gelegenheit, sich in der Geduld und im Ertragen aller Unbill der Witterung und des Klimas zu üben, dabei aber auch einen Schatz von Orts- und Menschenkenntniß, von freudigen und bitteren Erfahrungen zu sammeln, wie sie heutzutage auf der Eisen-

bahn nicht zu finden sind. Diese Lehr- und Wanderjahre dauerten fort, bis er endlich zu Anfang des Jahres 1828, durch die Wahl zum Staatskassier eine feste Stellung und eine Besoldung erhielt, die ihm die Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichte. Bald nach seiner Wahl begannen die Beratungen zur Verbesserung der öffentlichen Zustände des Kantons, welche in ihrem langsamen Gang durch die Wirkungen der Juli-Revolution von 1830 unterbrochen, durch die Volksversammlung von Uster in ganz neue Geleise geführt wurden und in der zürcherischen Verfassung vom März 1831 ihren Abschluß erhielten. W. Meyer war in den Zwanzigerjahren den politischen Ereignissen mit lebhafter Theilnahme gefolgt und eine Zeit lang den Ideen des Fortschrittes eifrig zugethan, er betheiligte sich an den Bestrebungen der Philhellenen, er war ein thätiges Mitglied des Sempachervereins und stand mit Melchior Hirtzel, Thomas Scherr, Follen u. A. in freundschaftlichem Verkehr. Wenn er dessen ungeachtet bald nach 1830 sich der Partei der Aristokraten anschloß, und derselben über die ganze bewegte Zeit der dreißiger und vierziger Jahre treu blieb, auch an der Opposition gegen die Verufung von Strauß und gegen die Regierung von 1839 lebhaften Antheil nahm, so mag neben Ueberlieferungen der Vergangenheit, die im reiferen Mannesalter stärker sich geltend machten, als im Feuer der Jugendjahre, hiezu namentlich auch mitgewirkt haben, daß der durchaus ideale Sinn des jungen Mannes sich abgestoßen fühlte durch die immer stärker werdende Einwirkung einzelner Persönlichkeiten, die mit ihrer hohen Begabung zwar bei der formellen Gestaltung der neuen Staatsordnung große Dienste leisteten, die er aber wegen der Mittel, durch die sie ihrer Politik zum Siege halfen, sowie ihres Privatcharakters wegen nicht achten konnte. Meyer gehörte nicht zu denen, die über dem Bewundern des Genies alles andere über-

sehen und vergessen können. Allen Ränken und Intriguen war er gründlich abgeneigt und frivole Verachtung von Sittenreinheit und Religion ertrug er nicht, so wenig er ein Kopfhänger war. Man ist heutzutage leicht geneigt, den 6. September 1839 bloß als die Frucht politischer Reaction anzusehen, wobei die Religion nur als Vorwand habe dienen müssen. Wir möchten sagen: Bei Meyer und vielen Andern war die Theilnahme an jener Bewegung der Ausschrei des religiösen Gefühls gegen die maßlose Verhöhnung, die es von den damaligen Tonangebern durch Wort und That zu erleiden hatte, und deren Gipfel es nach damaliger Anschauung in der Verufung von Strauß erblicken mußte. Nur so können wir es uns erklären, daß die Bewegung unwiderstehlich durch alle Gemeinden sich verbreitete, daß das sogenannte Glaubenskomitee als eine Art zweite Regierung dastehen und seine Forderungen stellen konnte, nur so auch, daß die Regierung abdanke, obgleich sie im Kampfe gefiegt hatte, und daß die neuen Behörden von Anfang an mit gutem Willen, aber ohne klare Ziele handelten und darum innert weniger Jahre die konservative Partei wieder zur Minderheit wurde. Daß übrigens die Abneigung des Bürgers gegen die herrschende Partei der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit des Beamten keinen Eintrag thun konnte, verstand sich bei Meyer von selbst. Er hatte in Folge der neuen Gesetzgebung neben den laufenden Geschäften der Staatskassaverwaltung eine Anzahl organisatorischer Arbeiten vorzubereiten und durchzuführen, die seine Kraft und Zeit in vollstem Maße in Anspruch nahmen.

Schluß folgt.)

zu können. Schon auf der Bank hatte er reiche Materialien zur neueren Kriegsgeschichte gesammelt. Die Feldzüge von 1792—1815 und die seitherige Organisation der europäischen Armeen waren ihm in allen Einzelheiten bekannt. Als nun Radetzky im Sommer 1848 die scheinbar verlorene Lombardei Schritt um Schritt seinem Kaiser wieder eroberte, benutzte W. Meyer die neben den städtischen Geschäften erübrigten freien Stunden dazu, gestützt auf die „sorgfältige Prüfung und Benützung der öffentlich gewordenen Akten und Berichte der kriegführenden Theile“ und seine früher erworbene Kenntniß des Kriegsschauplatzes und der heidseitigen Armeen, nach kaum beendigtem Feldzuge auch schon „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1848“ herauszugeben (Zürich, Fr. Schulthess) die im In- und Auslande großen Anklang fanden, ja sogar österreichische Offiziere zu der Meinung veranlaßten, der Verfasser müsse ihrer Armee angehören. In gleicher Weise erschienen als Fortsetzung: „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1849“ (Zürich, Fr. Schulthess, 1850), beide Schriften ohne Nennung des Verfassers. Im Jahre 1853 erschien im gleichen Verlag das längst im Manuscript vorhandene, mehrmals umgearbeitete größere Werk: „Johann Konrad Hoß, später Friedrich Freiherr von Hoße, k. k. Feldmarschalllieutenant. Vom Verfasser der „kriegerischen Ereignisse in Italien.““ Später folgten kleinere Aufsätze: „Die Schlacht bei Zürich am 25. und 26. Sept. 1799. Von W. M.“ im schweizerischen Jahrbuch für 1857 (Frauensfeld, Vogel & Comp.); „Die Beschiebung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen im September 1802. Von Wilhelm Meyer“ im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858 (Zürich, Drell, Föppli & Co.); „Die Knabengesellschaft in Zürich in den Jahren 1809 bis 1813. Von Wilhelm Meyer“ in demselben Taschenbuch 1859; „Aus dem Leben des Generallieutenants Hans

Konrad Escher. Von Wilhelm Meyer“ in demselben Taschenbuch 1862; „Die Schlacht bei Frastanz im Jahre 1499. Von W. M.“ im Archiv für Schweizergeschichte Bd. XIV. (Zürich, S. Höhr 1864); „Briefwechsel des Grafen Montvallon oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792—1797, herausgegeben von W. M.“ (Zürich, Schulthess 1868); endlich „Kriegsthaten von Zürichern in ausländischem Dienste“, Erstes bis sechstes Heft, in den Neujahrsblättern der Feuerwerke-Gesellschaft in Zürich auf die Jahre 1871 bis und mit 1876. Alle diese Schriften verbinden mit gründlichster Sachkenntniß und trauer Beobachtung anschauliche Darstellung und heitern Humor, und geben unverkennbares Zeugniß von der warmen Vaterlandsliebe und dem reinen Charakter des Verfassers.

Neben diesen im Druck erschienenen Arbeiten verfaßte er noch mehrere zum Vortrag in der mathematisch-militärischen Gesellschaft, einem Vereine von Offizieren und Militärfreunden, dem er bei dessen Rekonstitution im Jahre 184 begetreten war und bis zu seinem Ende als thätiges und höchgeschätztes Mitglied angehörte. Außer diesem Kreise war es namentlich die Baugartengesellschaft, in der er regelmäßig einig Abendstunden im traulichen Gespräche mit seinen Freunden verbrachte. In der schönen Jahreszeit machte er häufig ausgedehnte Spaziergänge; namentlich in den Sechzigerjahren liebte er es am frühesten Morgen zu wandern und dann zum Frühstück nach Hause zurückzukehren. Häufige Besuche machte er, in den frühern Jahren ganz zu Fuß, später wenigstens theilweise, seinen Söhnen, von denen der eine als Pfarrer jenseits des Albis, der andere als Arzt jenseits des Zürichbergs ihren Wirkungskreis gefunden hatten und erfreute sie durch seine Rüstigkeit, durch seine Mittheilungen als alter und neuer Zeit, durch seine Aufmerksamkeit auf alles Söwne in der Natur. Jede

Morgenfrische, jede Wiesenblume, jedes Aehrenfeld, jeder blühende Obstbaum, jeder Wald im Buchengrün oder Tannendunkel war ihm ein stets neuer Genuß. In allem mußte er das Liebliche und Freundliche zu finden, wie es auch seine Gabe war, an den Menschen die gute Seite hervorzuheben. Was er gethan hat für Freunde, für Bedrängte, für Nothleidende, das konnten auch seine Nächsten oft nur ahnen, bei ihm wußte die Linke nicht, was die Rechte that. Die Religion, ein fröhliches dankbares Gottvertrauen war ihm Herzenssache und gerade darum sprach er wenig und nur im engsten Kreise davon.

So floßen ihm, wie er selbst es freudig bezeugte, auch die Tage des hohen Alters bei ungetrübter Gesundheit und Geisteskraft ruhig und heiter dahin. Im Februar 1876 überfiel ihn eine Bronchitis, von der er sich nicht mehr erholte. Noch waren im Sommer kleinere Spaziergänge, noch der Besuch des Museums möglich, seit dem Herbst erlaubten die allmählig sinkenden Kräfte das Ausgehen nicht mehr, und nachdem er die von zunehmender Lungenschrumpfung herrührenden Beschwerden mit stiller Geduld Monate lang ertragen, und auch während dieser Zeit noch die geistige Frische, die lebendige Theilnahme für die Seinigen und die Freude ungeschwächt bewahrt hatte, entschlief er nach schwerem Lodeskampfe.

Was er als Aeußerung über General Hoße am Schlusse seines Buches anführt, dürfen wir auch über ihn selbst sagen: „Wir kannten den Mann und sein Herz, einfältig vor Gott und für Menschen getreu.“

F. M.

